

Rose, das Dienstmägdlein

Autor(en): **Fischli, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rose, das Dienstmägdelein.

Erzählung von Albert Fischli.

Rose, das Dienstmägdelein der jung verheirateten Frau Habberthür, stand in der Glätteestube, die sich im Kellergeschoß des Hauses befand, am großen Tisch und glättete emsig. Von der Decke herab lief die dicke Drahtschnur zum elektrischen Bügeleisen, das Rose spielend handhabte. Zu ihrer Linken lagen eine Anzahl Rollen eingefeuchteter Wäsche. Auf der rechten Tischseite befanden sich mehrere Beigen bereits geglätteter Stücke: Taschentücher, Handtücher, Unterkleider und dergleichen.

Mit freudigem Eifer ließ das große, starke Mädchen das heiße Eisen hin und her wandern, aber seine Gedanken hafteten unbeweglich auf einem Punkt. Heute war Mittwoch. Am nächsten Sonntag konnte die Mutter ihren fünfzigsten Geburtstag begehen, und so dachte Rose unablässig, wie sie ihr an diesem Tag eine Freude bereiten könne. Eine wohlverdiente Freude. Ein Paar weiche, bequeme Hauschuhe. Die Mutter hatte sie dringend nötig, ihre jetzigen waren längst ausgetragen. Aber wann dachte die Mutter an sich! Der Jahrtag, den der Vater heimbrachte, reichte bei rappenspaltender Sparsamkeit gerade aus, die unerlässlichsten Bedürfnisse zu decken. Man denke: fünf Kinder waren da und Rose, das älteste, eben erst aus der Schule entlassen worden.

So hatte dieses Mädchen früher als ihre Kameraden den Ernst des Lebens kennen gelernt. Als jene noch sorglos und fröhlich sich dem Spiel und Vergnügen hingaben, stand es schon als angegehendes Mägdelein an Mutters Seite und half ihr in der Küche, im Haushalt, im Gärtlein und überall. Es wußte beinahe um jeden Gedanken, den die Mutter dachte, um jeden Kummer, der sie drückte, um jede Hoffnung, die sie nährte. „Wir wollen zufrieden und Gott für alles Gute dankbar sein,“ das war Mutters Wahlspruch, den sie fast täglich im Munde führte. „Wir sind alle gesund an Leib und Seele, der Vater hat seinen regelmäßigen Verdienst, wenn auch keinen großen. Wohl müssen wir schmal durch, allein das ist kein Unglück. Wir brauchen doch weder Not zu leiden, noch zu betteln, und die Schule der Einfachheit und Entbehrung ist noch allen zum Segen geworden, die sie mit Geduld und Treue durchlaufen haben.“

Solche Ansichten hatte Rose hundertmal von der Mutter gehört und sich wohl eingepägt. Und vor allem auch diesen Ausspruch: „Armut ist

keine Schande. Ist sie nicht durch die irdische Armut unseres Herrn und Heilandes geadelt worden? Aber Ehrbarkeit ist der Armut bestes Kleid!“ Und mit erhobenem Zeigefinger und tiefem Ernst auf den Zügen pflegte die Mutter immer und immer wieder dieses den Kindern einzuschärfen: „Das Eine nur dürft ihr uns nie antun, nie dürft ihr uns Schande machen, daß die Leute mit Fingern auf euch weisen. Hört ihr, nur dieses nicht! Denn,“ pflegte sie beizufügen, „den Reichen und Mächtigen läßt die Welt vieles durchgehen, aber den Niedrigen und Armen sieht sie scharf auf die Finger und geht unbarmherzig mit ihnen ins Gericht.“

Seit gut sechs Wochen hatte Rose das Elternhaus verlassen, um als blutjunges Dienstmägdelein den ersten kleinen Verdienst zu erwerben. Die um ein Jahr jüngere Schwester Margrit konnte daheim ihren Platz an Mutters Seite ausfüllen. Rose war stolz darauf, durch ihrer Hände Arbeit die Lage ihrer Eltern um ein Weniges zu erleichtern. Von Frau Habberthür erhielt sie einen Monatslohn von vierzig Franken. Wie glücklich war Rose, als sie ihren ersten Verdienst nach Hause brachte! Auch die Mutter war hocherfreut. Sie überreichte ihrer Ältesten einen Zweifränkler zu beliebiger Verwendung. Rose wollte das Geld nicht nehmen, aber die Mutter bestand darauf. „Ich will“, so sagte sie, „daß du an jedem Jahrtag deinen persönlichen Anteil und deine Freude hast. Und außerdem kann ein Mensch nicht früh genug lernen, mit dem Geld vernünftig umzugehen, und diese Vernunft erwirbt er sich nur, wenn er über selbstverdientes Geld frei verfügen kann.“

Rose war willig und bereit, diese weise Lehre zu beherzigen. Indessen dachte sie, wenn sie aus ihren ersten ersparten Bazen der Mutter zu ihrem Festtag ein Geschenk kaufe, so sei diese Verwendung des Geldes sicherlich nicht unvernünftig. Allerdings reichten die zwei Franken nicht weit. Um die Hauschuhe, die sie im Auge hatte, zu kaufen, war ein höherer Betrag nötig. Wie ihn beschaffen?

Rose hatte sich das lange überlegt. Endlich war ihr ein Hoffnungslichtlein aufgegangen. Wie wär's, wenn sie sich den fehlenden Betrag von ihrer Meisterin, der Frau Habberthür, als Vorschuß ausbat? Frau Habberthür war zwar für sie eine Respektsperson, aber wohlwollend und nicht



Villa im Bedrettetal.

Phot. H. & W. Vorelli, Virolo.

unzugänglich. Und vor Roses Mutter hatte sie große Achtung. Das müsse eine wackere Hausfrau sein, die ihre Tochter in allen häuslichen Arbeiten so gut angelernt habe. Das hatte sie schon in den ersten acht Tagen erklärt. Rose hatte ihr viel von der Mutter erzählen müssen und gelegentlich auch den einen oder andern mütterlichen Kernspruch zum besten gegeben, und dann hatte Frau Habberthür wohl gesagt: „Rose, deine Mutter ist ein Ausbund an Weisheit und Tugend. Halte dich nur immer an ihre Lehren, und es kann dir im Leben nicht fehlen.“

Gestern, beim Zurüsten des Gemüses, hatte Rose erwähnt, daß am Sonntag Mutters fünfzigster Geburtstag sei. Sie hatte von ihrer Absicht berichtet, die Mutter mit einem Paar Hausschuhen zu überraschen. Sie hatte gemeint, Frau Habberthür müsse merken, wo sie hinaus wolle, und sie werde ihr selber das Anerbieten machen, ihr das fehlende Geld vorzustrecken. Aber die Frau hatte leider nicht dergleichen getan, als hätte sie eine Ahnung von Roses geheimen Gedanken, und nur bemerkt, eine solche Mutter verdiene allerdings, daß die Kinder ihr Freude bereiteten, soviel sie nur vermöchten. Rose wußte

nun, es ging nicht anders, sie mußte mit ihrem Begehren herausrücken. Sie zählte darauf, heute von ihrer Meisterin für ihr besonders fleißiges Tagewerk gelobt zu werden, und diesen Anlaß wollte sie benützen, um ihre Bitte in aller Bescheidenheit anzubringen.

Allein es kam alles anders. Die sonst so gesprächige und leutselige junge Frau nahm von der großen Arbeitsleistung ihres Mägdeins überhaupt keinen Augenschein. Sie rief nur von oben hinunter, es sei Zeit, das Nachtessen zu bereiten, und Rose wollte es scheinen, als habe ihre Stimme einen ungewohnt herben Klang. Rose eilte hinauf in die Küche, ging ihrer Herrin an die Hand und deckte den Tisch. Was war denn nur mit ihrer Frau? Sie sprachelte nicht wie sonst, sondern war zugeknöpft, und Rose wurde es ganz ungemütlich, zu fühlen, wie sie beständig insgeheim von ihr beobachtet wurde.

Der Herr kam nach Hause. Was war das sonst für ein Getue, wenn er eintrat! Ein Wechseln zärtlicher Blicke, ein Austausch freundlicher Redensarten, ein gegenseitiges Ausfragen, wie sie den halben Tag verbracht, was bei ihm im Geschäft vorgefallen, ob er müde sei und einen

gehörigen Hunger mitbringe, ob sie ihm auch etwas Gutes gekocht habe, so daß Rose nur immer denken mußte, die Beiden hätten es schön miteinander, und so möchte sie es auch einmal haben. Aber heute! Wohl trat der Mann mit einem herzlichen „Guten Abend, Schatz!“ in die Küche. Die junge Frau aber blickte nicht auf und sagte bloß: „Guten Abend, Hans.“

Und als er sie betroffen anschaute und nicht fassen konnte, warum sie ihm heute so seltsam frostig begegnete und erstaunt ausrief: „Ei, ei, liebes Herz, was hat es denn gegeben?“ nahm sie ihn wortlos am Arm und führte ihn ins Eßzimmer. Die Tür wurde zugeschlossen, und Rose vernahm, wie drinnen leise und lebhaft gesprochen wurde, hauptsächlich von der Frau. Zwischenhinein hörte sie dann und wann wieder die Stimme des Mannes, es war, als suche er etwas einzuwenden gegen das, was sie ihm vortrug, sie zu besänftigen und zu vertrösten. Aber gleich fiel ihm die Frau wieder leidenschaftlich ins Wort.

Was mag es nur gegeben haben? fragte sich Rose. Es muß ja etwas Urges, etwas Furchtbares sein, daß die Frau sich dermaßen aufregt. Gottlob, meinetwegen kann es nicht sein, sagte sie sich, ich wüßte nicht, worin ich mich verfehlt hätte. Aber dann besann sie sich wieder, wie kalt und unfreundlich die Frau sie behandelt hatte, sie grübelte hin und her und konnte doch nichts finden, wodurch sie ein so heftiges Mißfallen erregt haben könnte.

Eine Viertelstunde war so hingegangen. Rose sorgte sich, das Nachessen könnte in der langen Wartezeit unschmackhaft werden. Es war drinnen stiller geworden. Rose zögerte eine Weile, und endlich faßte sie ein Herz, klopfte leise an die Türe, öffnete und fragte bescheiden, ob sie auftragen dürfe. „Was nimmst du dir heraus,“ zischte die zornige junge Frau sie an, „laß es dir ein für allemal gesagt sein, wenn ich mit meinem Mann zu reden habe, dann sollst du uns nicht stören, sondern geduldig warten, bis man dich ruft.“ Und mit Nachdruck fuhr die Türe hinter dem Mädchen ins Schloß.

Rose war wie geschlagen. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Nun war kein Zweifel mehr möglich, die junge Frau war über sie erbost. Aber warum nur, um Gottes willen, warum nur? Und wieder sann und grübelte das unglückliche Menschenkind, wie es sich verfehlt haben möchte, und so schwer verfehlt, daß die Frau geradezu einen Haß auf es werfen konnte. Es zermarterte sich das Gehirn

und konnte einfach die Ursache nicht finden. Rose mußte an die Mutter denken. Was hatte diese damals zu ihr gesagt, als sie zum ersten Mal seit ihrer Anstellung daheim auf Besuch gewesen war und die Herrin in allen Tönen gerühmt hatte? „Abwarten! Nicht zu laut loben am Anfang! Es werden noch andere Tage kommen. Jeder Mensch hat seine Schwächen und Fehler, und die verwöhnten Damen werden oft nicht Meister über ihre Launen. Dann heißt es auf die Zähne beißen, das Ungewitter über sich ergehen lassen und sich tapfer gedulden, bis der Himmel wieder heiter wird.“ Rose nahm sich heilig vor, den Rat der Mutter zu befolgen. Jetzt trat die junge Frau heraus. „Du kannst auftragen,“ befahl sie kurz und fügte noch bei: „Im übrigen wirst du von heute an allein in der Küche essen.“ Diese scharfe Rede war von einem bösen Blick begleitet. Bis jetzt hatte Rose immer, wenn nicht Besuch da war, am Tische der Herrschaft essen dürfen. Rose hätte herausschreien mögen: „Was soll ich denn verbrochen haben, sagt es mir doch, statt mich so zu quälen.“ Allein der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken.

Sie trug die Suppe auf, wie ihr befohlen worden war. Beim Eintreten in das Eßzimmer sprach sie freundlich: „Guten Abend, Herr Habertthür!“ „Guten Abend“, gab er einsilbig zurück. Nicht einmal ihren Vornamen gönnte er ihr, der sonst immer wohlgelaunt und zu einem Scherz bereit war, als sei das Wort Rose zu schlecht und zu schmutzig, um von ihm in den Mund genommen zu werden.

Rose setzte sich in der Küche traurig auf ihr Stühlchen und wartete auf das Klingelzeichen. Es war ihr alles verleidet. Am liebsten wäre sie weggelaufen. Aber wohin? Dann dachte sie wieder, wie die Mutter sich über die Stelle gefreut, die sie ihr gefunden, und über den kleinen Verdienst, und sie dachte, was für eine Schande es wäre, wenn sie fortgejagt würde. Darum wollte sie, wie schwer es auch sei, das Unrecht ertragen, das man ihr antat und geduldig warten, bis ihre Unschuld an den Tag kam.

Die Klingel ertönte. Rose trug das Fleisch, die Kartoffeln und den Salat auf. Dann aß sie ein Weniges von der Suppe, die die Herrschaft übrig gelassen hatte. Von den andern Speisen rührte sie nichts an.

Sie brachte, wie gewohnt, die Küche in blanker Ordnung. Dann sagte sie dem Herrn und der Frau, die mit verstörten Gesichtern noch am

Eßtisch saßen, gute Nacht und stieg in ihr Stübchen hinauf. Rasch war sie entkleidet, warf sich auf das Lager und weinte in ihr Kissen hinein, bis sie einschlief. Am andern Tag begann ihr Elend aufs Neue. Die Frau und der Mann begegneten ihr mit derselben vorwurfsvollen Zurückhaltung wie am Vorabend. Rose tat mit trauriger Ergebenheit ihre Pflicht. Während sie das Gemüse für den Mittagstisch rüstete, hörte sie, wie die Frau ins Dachgeschoß hinauf stieg, wo sich Rosens Stübchen befand. Über eine halbe Stunde blieb sie oben. Die Hausglocke schrillte. Rose eilte, um zu öffnen. Es war Frau Baumeister Martin, eine Freundin der Frau, die auf ihrem Marktgang schnell vorsprechen wollte wegen einer Verabredung für den Nachmittag. Rose möge es der Hausfrau melden. Rose führte die Dame ins Empfangszimmer. „Ei, Kind,“ sprach diese heiter zum Mägdelein, „wie bleich, wie betrübt? Wo fehlt's denn?“ Rose schüttelte den Kopf und eilte hinaus.

Sie stieg in den ersten Stock hinauf, öffnete die Tür des Schlafgemachs, des Gastzimmers, des Arbeitsraumes des Herrn. Nirgends fand sie die Frau. Sie mußte noch im Dachstock sein. Rose suchte sie auf dem Estrich, da war sie auch nicht. Jetzt öffnete sie die Tür ihres Stübchens. Welcher Anblick bot sich ihr dar! Der Schrank stand offen. Die Schubladen des Kommodchens waren herausgezogen, und der Inhalt lag auf dem Boden zerstreut umher. Sogar das Bett, das sie in der Frühe schön in Ordnung gebracht hatte, war zerwühlt.

Rose war wie versteinert. Jetzt wußte sie, was für ein Verdacht auf ihr lastete. Mühsam richtete sie ihren Auftrag aus. „Ich werde gleich kommen,“ gab ihr die Frau kurz zurück, „und nachher reden wir miteinander.“ Rose stieg wie gelähmt die Treppe hinunter und setzte sich wieder an ihre Arbeit. „Also gestohlen haben soll ich?“ sagte sie sich, „o Mutter, Mutter!“

Sie hörte die Frauen lebhaft miteinander reden, und sie wußte, wovon sie sprachen. Ihre Traurigkeit wandelte sich in schmerzliche Entrüstung. Sie war mit ihrer Arbeit zu Ende. Böse, mit geballten Fäusten saß sie auf ihrem Stühlchen. Für eine Diebin gehalten zu werden, das konnte sie nicht ertragen.

Der Besuch hatte sich entfernt. Die Frau war wieder in den Dachstock hinaufgestiegen. Ihr nachlaufen, ihr es ins Gesicht schreien: „Nein, ich bedanke mich. Eine Schelmin bin ich nicht, son-

dern ehrlicher Leute ehrliches Kind!“ Wie gerne hätte sie es getan! Aber sie wagte es nicht. Endlich hörte sie Frau Habberthür treppab kommen. Sie trat in die Küche und stand jetzt Rose gegenüber. „Rose,“ sagte sie ernst, „es sind mir gestern hundert Franken weggekommen. Ich hatte den Schein in meinem Haushaltungsgeldbeutel, der in der rechten Schublade des Büffets lag. Kein fremder Mensch hat das Haus betreten. Weißt du etwas von dem Geld?“ Rose antwortete nicht. Sie zerknüllte mit krampfhaften Händen die Zipfel ihrer Schürze und schaute die Herrin mit wehem Blicke an. Aber ihr Mund blieb verschlossen.

„Rose, ich will eine Antwort!“ schrie die Frau aufgeregt und erhob und verwarf drohend die Fäuste, „weißt du etwas von dem Geld?“

Rose verharrte in trotzigem Schweigen, und ihr Blick wurde finster.

„Gestehe es lieber, daß du das Geld genommen hast, sonst muß ich der Polizei berichten!“ erklärte die Frau milder, und dann sprach sie noch einmal geradezu bittend, beschwörend: „Rose, sage doch die Wahrheit! Gelt, wegen Mutters Geburtstag bist du in Versuchung gekommen, um ihr ein Geschenk machen zu können. Törichtes Kind! Sich so zu vergessen! Rede jetzt doch und mache deinen Fehler durch ein offenes Geständnis gut!“ Rose verneinte mit stummem Kopfschütteln. —

Es war höchste Zeit geworden, das Mittagessen zu bereiten. Die Frau und Rose taten es unter bedrückendem Schweigen. Die Frau dachte: es ist nicht anderes möglich, als daß sie das Geld genommen hat. Ich bin ganz sicher, daß ich den Schein in meinem Haushaltungsgeldbeutel hatte, der in der rechten Schublade des Büffets lag, an seinem gewohnten Platz. Niemand anders ist im Hause gewesen als Rose und ich. Der Schein ist verschwunden, also muß Rose ihn sich angeeignet haben. Diesem Mädchen habe ich mein volles Vertrauen geschenkt, ich bin mehr als gut zu ihm gewesen, ich hätte mich verschworen, es sei grundehrlich und treu. Und nun erweist es sich als ein scheinheiliges, verlogenes und verstocktes Geschöpf. Wie ist so etwas nur möglich!

Rose dachte: es ist schrecklich, einen so ungerechten Verdacht erdulden zu müssen und sich nicht wehren zu können. Ich habe mir die äußerste Mühe gegeben, dieser Frau in Treue und mit dem größten Fleiß zu dienen. Ich habe sie gern gehabt und war glücklich, hier eine Stelle und

einen kleinen Verdienst zu haben. Und nun ist alles aus. Sie dachte an die Mutter und an ihr Wort: Ehrbarkeit ist der Armut schönstes Kleid! und an das andere: Nur dieses dürft ihr uns nie antun, uns Schande machen, daß die Leute mit Fingern auf euch weisen! Und nun war die Schande da, und Rose mußte fort. Und erst noch eine unverdiente Schande! Es war schrecklich, nicht auszudenken, wie schrecklich es war.

Der Herr kam nach Hause. Rose trug dem jungen Paar die Suppe auf. Der trockene Gruß des Mannes bedeutete ihr eine neue Kränkung. In der Küche nahm sie ohne Eflust etwas von den abgetragenen Speisen zu sich. Dann faßte sie den Entschluß: Ich will fort. Ich kann es hier nicht mehr aushalten. Ich will heim zur Mutter!

Drinnen unterhielten sich die Eheleute. Der Mann fragte seine Frau zum zehntenmal: „Bist du deiner Sache auch ganz gewiß?“ Die Frau antwortete zum zehntenmal: „So sicher, als ich da sitze. Es besteht gar keine andere Möglichkeit, als daß sie das Geld entwendet hat.“

Und er: „Es scheint, nach dem, was du berichtest. Aber wenn ich das Mädchen ansehe, so kann ich es doch fast nicht glauben.“ Und sie: „Das ist es ja eben. Diese Scheinheiligkeit und Verstocktheit bringt mich zur Verzweiflung!“ —

Nach dem Essen reinigte Rose das Geschirr und brachte die Küche in Ordnung. Dann stieg sie in ihr Stübchen hinauf, zog die Sonntagskleider an und packte ihre Siebensachen zusammen. Mit ihrem Bastkörbchen am Arm kam sie ins Erdgeschoß herunter und trat vor die Frau hin. „Ich gehe heim,“ erklärte sie bestimmt.

Die Frau wußte nicht, was antworten. Ein böser Gedanke ging ihr durch den Kopf: Das Mädchen könnte das gestohlene Geld irgendwo verborgen wegschaffen, in der schmutzigen Wäsche, im Futter der Kleider, in den Schuhen. Man sollte es untersuchen. Aber sie hatte nicht den Mut, nicht die Kraft zu reden, zu handeln. Vor der entschiedenen Haltung dieses Kindes zeigte sie eine Unsicherheit, die ihr selber kläglich vorkam. Rose reichte ihr die Hand zum Abschied. Frau Habberthür wurde schwach. Sie hätte sagen mögen: „Bleib doch!“ wir wollen abwarten, ob sich das Rätsel aufklärt.“ Und dann dachte sie gleich wieder: „Es ist doch kein Rätsel. Ich bin meiner Sache ganz gewiß. Das Geld steckte in meinem Haushaltungsportemonnaie in der rechten Schublade des Büfetts. Niemand außer mir und Rose waren im Hause. Ich habe das Geld nicht weg-

genommen, also muß Rose es genommen haben. Ein Irrtum ist ganz ausgeschlossen.“ Und so ließ sie Rose ziehen. Und als die Haustür hinter dem Mädchen ins Schloß gefallen war, da überkam sie eine jämmerliche Schwäche, daß sie weinen mußte.

Und Rose wanderte durch die Straßen des Dorfes, bis sie im ältesten Viertel ankam, wo ihre Familie ein altes, ehemaliges Bauernhaus bewohnte. Sie trat in die Stube. Die Mutter saß am Fenster und strickte an einem blauen Leibchen für einen der Knaben. Sie schaute verwundert auf, als sie ihre Älteste, das Reisekörbchen an der Hand, kommen sah. Rose legte ihr Gepäck ab und setzte sich zur Mutter hin. Sie hatte sich auf dem Weg vorgenommen, stark zu sein und nicht zu weinen, aber jetzt mußte sie harte Fäuste machen, um der hervordrängenden Tränen Meister zu werden. „Wir müssen nach einem andern Platz für mich umschauen,“ erklärte sie, und ein Schluchzen unterdrückend, fuhr sie fort: „Es ist alles gut gegangen bis gestern. Die Frau war gütig und freundlich. Sie zeigte, daß sie mit meiner Arbeit zufrieden war. Sie hat mich nicht überfordert und mich nicht alles allein machen lassen, sondern zugegriffen und mitgeholfen, wo es nötig war. Der Herr war auch recht. Es war zum Aushalten, ja, es war schön, und ich wäre gern bei ihnen geblieben. Aber gestern wurde auf einmal alles anders. Die Frau behauptete, es sei ihr eine Hunderternote gestohlen worden. Sie habe sie im Haushaltungsportemonnaie in der rechten Schublade des Büfetts gehabt. Sie sei dessen ganz gewiß. Niemand sei im Hause gewesen als sie und ich. Also müsse ich das Geld genommen haben. Es gebe gar keine andere Möglichkeit. Aber es ist nicht wahr, und ich will nicht als Diebin dastehen. Deshalb bin ich fortgegangen.“

Die Mutter hatte zu stricken aufgehört. Sie sah Rose lange an, ließ das Strickzeug in den Schoß sinken und strich ihrem Kind mit der Rechten gütig über die Wange. Da brach Rose in erbärmliche Tränen aus. Die Mutter stand auf, hob das Mädchen zu sich empor, legte ihm die Arme um die Schultern und zog es an sich. „Armes Kind!“ sagte sie weich und ließ es seinen Schmerz ausweinen. Dann sprach sie aufmunternd: „Vergiß jetzt dein Leid. Komm' mit mir ins Gärtchen, wir wollen Bohnen setzen!“ —

Als die Geschwister aus der Schule heimkehrten, waren sie nicht wenig erstaunt, Rose vor-

zufinden. Aber die Mutter stellte alles neugierige Fragen ab. Rose habe bis am Sonntagabend frei bekommen, erklärte sie und ging hinein, den hungrigen Mäulern das Abendbrot zu reichen. Rose konnte sich nicht genug über die Zuvorsicht der Mutter wundern. Als diese nach einer kleinen Weile wieder zu ihr in den Garten zurückkehrte, sagte sie: „Wir wollen dem Vater vorläufig auch keinen andern Bescheid geben, er nimmt alles gar schwer und könnte sich schier hinterfinnen.“

Es war Samstagabend, der Samstag vor Mutters Geburtstagsfest. Margrit segte auf den Knien den Stubenboden sauber, während Rose mit einem gelben Tuch die Fenster putzte. Mit einemmal richtete Margrit sich auf: „Morgen! Du weißt doch! Gelt?“ Rose nickte. „Ich hatte der Mutter eine Freude ausgedacht,“ sagte sie betrübt, „aber jetzt ist es halt nichts damit.“ Margrit bedauerte es auch, aber die Mutter müsse morgen auch ohne Geschenk wissen, daß ihr Festtag sei. Keine Hand dürfe sie in der Haushaltung rühren. Alle Arbeit soll ihr von den Kindern abgenommen werden, das freue sie sicherlich soviel wie eine Gabe. Mit Geld sei nicht alles zu machen. „Was habt ihr zu verhandeln?“ wollte die Mutter wissen, die eben dazutrat. Rose und Margrit blickten sich verlegen an. „Es wird morgen einen schönen Tag geben,“ meinte Rose. „Wir wollen es hoffen!“ sagte die Mutter.

Indem sie das sprach, meldete sich Besuch. Es war Herr Habberthür, der auf den Hereinruf ins Zimmer trat. Er schritt auf Rose zu und streckte ihr die Hand hin: „Ich muß dich von meiner Frau grüßen und dich tausendmal um Entschuldigung bitten wegen des Unrechts, das sie dir angetan hat. Stellen Sie sich vor,“ wendete er sich an die Mutter, „heute nachmittag wollen wir in die Stadt fahren, wir haben uns bereit gemacht, meine Frau setzt den Hut auf, schlüpft in den leichten Mantel, nimmt ihre Handtasche, öffnet sie und stößt einen Schrei aus. Ich wende mich um und gewahre in ihrer Hand den vermißten blauen Schein. Sie hatte die Tasche an jenem verhängnisvollen Morgen mit ins Dorf genommen und die Note ins Geldtäschlein gesteckt, in der Absicht, sie im Laden zu wechseln. Dort hatte sie den Artikel, den sie zu kaufen beabsichtigte, nicht erhalten, hatte außerdem eine Freundin getroffen und sich mit der in ein längeres Geplau-

der eingelassen, war dann, als sie die Verspätung bemerkte, Hals über Kopf heimgestürzt und hatte, wie sie hoch und heilig versichert, das Geld in der Tasche völlig vergessen. So geschah es, daß ihr am Abend, als sie die Banknote in ihrem Haushaltungsgeldbeutel vermißte, gar nicht mehr bewußt war, daß sie selbst es gewesen war, die sie herausgenommen hatte. Sie war der festen Überzeugung, daß das Wertpapier noch am Nachmittag zur Stelle gewesen sei, und daß Rose es entwendet haben müsse, da außer ihnen beiden kein Mensch das Haus betreten hatte. Sie ist jetzt todunglücklich, das brave Kind einer so häßlichen Tat bezichtigt zu haben, und bittet es inständig um Verzeihung.“

„Gottlob“, rief die Mutter aus, „ich habe immer gehofft und gebetet, Roses Unschuld, von der ich überzeugt war, möge sich herausstellen. Hoffentlich zieht ihre Frau aus diesem Erlebnis eine Lehre und hütet sich in Zukunft vor leichtfertigen Verdächtigungen, denn man kann sich dadurch gar grausam verfehlen.“ „Ja, ja“ beteuerte Herr Habberthür, „sie büßt ihren Irrtum schwer genug mit bitteren Selbstvorwürfen. Nicht wahr, Rose, du vergibst ihr und kehrt in unser Haus zurück. Wir bitten dich beide von ganzem Herzen darum.“

Rose blickte die Mutter fragend an. „Du sollst selbst entscheiden“, sprach diese, „ich lasse dir die freie Wahl.“ „Ja“ erklärte Rose, „ich komme wieder.“ „Ich danke dir“, sagte Herr Habberthür und gab ihr die Hand. „Und im Namen meiner Frau erteile ich dir die Erlaubnis, über den Sonntag daheim zu bleiben. Meine Frau läßt dich nur bitten, heute abend noch schnell bei ihr vorbei zu kommen.“ Damit empfahl er sich.

Rose nahm beim Zunachten den Weg ins Haus Habberthür unter die Füße. Die Frau bat ihr noch einmal mit bewegten Worten das Unrecht ab, das sie ihr angetan. Und für die Mutter überreichte sie ihr ein Paar schönere Hausschuhe, als Rose zu kaufen vermocht hätte, einen mit Blüten über und über bedeckten Hortensienstock und eine Torte mit der Aufschrift: Zu Mutters Geburtstag.

Rose trug die Geschenke beglückt nach Hause und verbarg sie sorgfältig bis zum kommenden Morgen. „Das schönste Geschenk für die Mutter und für mich“, dachte sie, „ist doch dieses, daß ich gerechtfertigt bin und daß niemand mich verdächtigen darf, ich hätte Böses getan.“